

Illustrierte Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

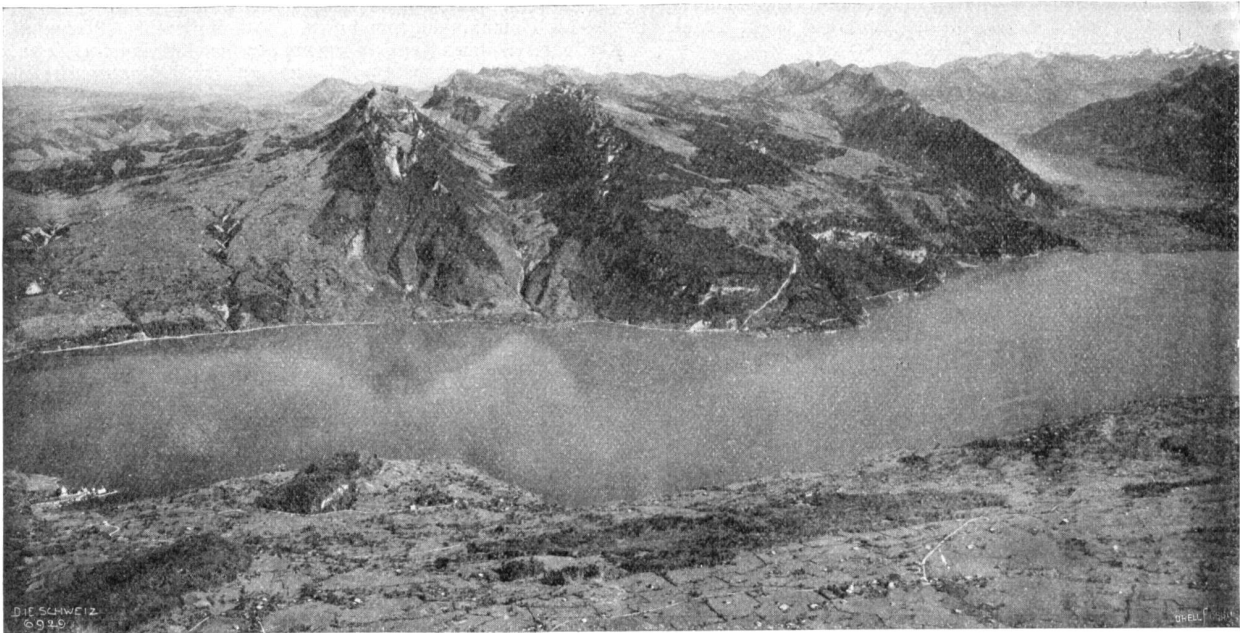
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Niesenbahn. Blick auf den Thuner- und Brienzersee. Phot. Anton Krenn, Zürich.

Politische Uebersicht.

Den Tagen des Leids folgen festliche Wochen. Der Hilferuf der Wassergeschädigten wird übertönt vom Flintengeknatter, vom Becherklang und Trompetenschall des eidgenössischen Schützenfestes. Wir können nicht ändern. Wie in der Natur nach dem Regen die Sonne wieder lacht, kann auch der Mensch nach der Heimjuchung nicht längere Zeit in tatloser Trauer verharren. Er will wieder leben, wieder an etwas sich erfreuen, das verlangt seine Natur. Ueberdies war es eine technische Unmöglichkeit, das eidgenössische Schützenfest auf einmal abzufagen. Man mußte den Dingen den Lauf lassen. Was dieses Fest auszeichnet vor den frühern, ist die Beteiligung der Häupter der Nachbarstaaten. Dreibund und Zweibund sind im Gabentempel vertreten. Wir stehen nachdenklich vor dem blinkenden Gold und Silber der beiden nachbarlichen Großmächte und der schimmernden Base des Präsidenten Fallières und fragen uns, was das zu bedeuten hat. Wir werden in dieser Hinsicht am besten tun, die Geschenke ohne hinterhältiges Mißtrauen aufzunehmen als eine arglose Erweisung freundnachbarlicher Gesinnung der betreffenden Herren, ohne weitere Verpflichtung für sie oder uns. Ein Ereignis ersten Ranges im Schweizer Fremdenwesen ist die Eröffnung der Luzerner Luftschiffstation am 24. Juli. Es wird davon an anderer Stelle die Rede sein. In Deutschland steht man noch

unter dem Eindruck der Katastrophe von Leichlingen, welche die Zahl der Heldenopfer der Luftschiffahrt um fünf vermehrt hat. Aber auch für die Luftschiffahrt heißt es: Navigare necesse est, vivere non est necesse. Das Blutbad von Leichlingen wird die Pioniere der Aeronautik nicht abzuschrecken vermögen. Aber wird nicht durch dieses Ereignis Zeppelins Erfindung wieder riesengroß? Welches andere Luftschiff hätte wohl neun Stunden mit dem Sturme kämpfen und zuletzt seine dreißig Insassen noch heil und ganz auf die Wipfel eines Tannenwaldes absetzen können? So vielen Gefahren hat noch kein Luftschiff getrotzt, so Großes wagte noch keines wie die, welche den Namen Zeppelins tragen, und kein Menschenleben ist unter seiner Führung bisher verloren gegangen.

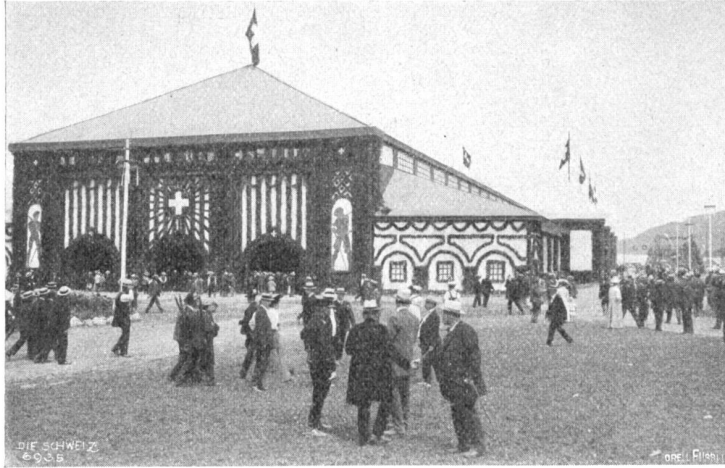


Professor Dr. R. H. Krümlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von E. Ruf, Zürich.

* Zürich, Ende Juli 1910.

Faute de mieux beschäftigt man sich in Frankreich mit der Affäre Rochette. Es ist Saure Gurken-Zeit, und dem politischen Klatsch fehlt's an Stoff. Sobald die Ferien herum sind, wird kein Mensch mehr an den Bankier Rochette und seine Spekulationen in Aktien des „Petit Journal“ denken, aus denen sich schließlich kein Kapital gegen Clemenceau und Lépine schlagen ließ. Während bei unsern Eisenbahnern die Besonnenheit und der gesunde Menschenverstand noch dominieren, grassiert unter ihren Kollegen in Frankreich, England, Italien und Amerika das Streikfieber.

In Frankreich und Italien hofft man die Dummheit des Generalstreiks noch hinterhalten zu können; in England und Kanada haben sie bereits losgeschlagen. Während die Angestellten und Arbeiter der englischen Nordostbahn ihre Uebereilung auch schon eingesehen und sich schwachmatt erklärt haben, weiß man noch nicht, wohin die Arbeitseinstellung auf der Great Trunk in Kanada führen kann.



Die Festhütte des Eidgenössischen Schützenfestes in Bern. Phot. Anton Krenn, Zürich.

Der österreichische Kanzler Mehrenthal wird demnächst mit seinem italienischen Kollegen eine Zusammenkunft haben. Sie ist wohl nicht ganz überflüssig; denn aus verschiedenen kleinen, doch charakteristischen Vorkommnissen der letzten Zeit könnte die Welt sonst schließen, es stehe zwischen den beiden Mächten wieder einmal nicht zum besten. Daß italienische Blechmusik bei österreichischen Festanlässen nicht mehr soll mitwirken dürfen, hat wohl nicht viel auf sich. Interessanter ist schon, daß dieser Tage in verdächtiger Nähe einer italienischen Festung an der österreichischen Grenze ein vornehmer italienischer Herr von den Carabinieri angehalten und nach seinen Papieren gefragt wurde, worauf sich dieser legitimierte als Seine Erzellenz General Spingardi, Kriegsminister von Italien. Tableau!

Die gelbe Rasse ist nicht zufrieden mit dem russisch-japanischen Vertrag. Sie will die Ansprüche der Weißen auf ihre Einflußsphäre nicht abermals vermergt sehen durch einen Pakt. Ostasien den Ostasiaten — oder vielmehr den Japanern; denn diese betrachten sich als die prädestinierten Herren Ostasiens. Das Volk Japans begreift es deshalb nicht, daß die Regierung sich noch mit den von ihnen besiegten Russen in die Mandchurei teilen will. Die Erbitterung ist sogar bis zu einer Verschwörung gegen das Leben des Mikado gediehen. Die Chinesen aber grollen, weil Russen und Japaner sich aus ihrer Haut Niemen schneiden und nicht einmal erst um Erlaubnis dazu fragen.

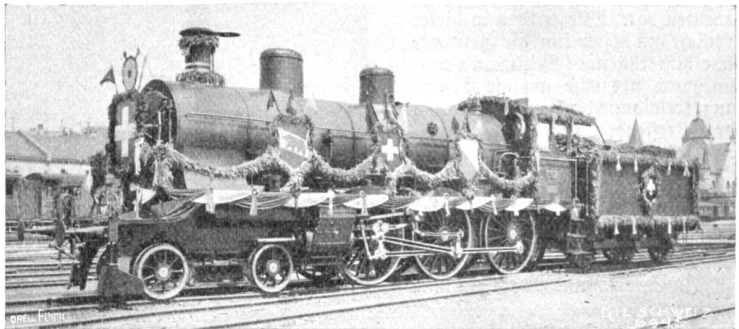
Das eidgenössische Schützenfest in Bern.

Unter Glockengeläute und dem Jubel der Bevölkerung ist am 16. Juli die eidgenössische Schützenfahne in Bern eingezogen, begleitet von den Zürchern, in deren Obhut sie drei Jahre lang weilte. Bis nach Langenthal war ihr eine stattliche Delegation entgegengefahren, verstärkt durch eine zahlreiche Gruppe liebenswürdiger Bernerinnen, die in ihrer Herzlichkeit und Freundlichkeit vorausahnen ließen, was von der festgestimmten Berner Bevölkerung zu erwarten sei. Von der Schanze herab donnerten die Böller, als das Panier der gewaltigen schweizerischen Schützengemeinde durch die prächtig dekorierten Straßen der Bundesstadt flatterte; herzliche Rede und Gegengrede wurde gewechselt, und mancher gute patriotische Satz mit Händedruck bekräftigt. Stürmischen Beifall fanden vor allen Dingen die Ausführungen des Sprechers der Zürcher, Oberst Merkli, der energisch Front machte gegen die Verböhnungen patriotischen Empfindens durch eine Clique von Leuten, die in einem gewissenlosen defizienten Internationalismus schwimmen, von dem sie die Heilung aller eigenen und fremden Gebrechen erwarten. Aufrichtig wurde auch der vom Wasser schwer geschädigten Miteidgenossen gedacht, denen im weitem Verlauf des Festes auch durch die Tat wiederholt in ausgiebiger Weise geholfen wurde.

Bern mit seinen alten heimeligen Gassen und Winkeln, seinen schönen Brunnen und der gebiegenen Anlage großer Straßenpartien ist wie geschaffen, Festsstadt zu sein, und daß seine Bewohner die Schönheit alter Zeiten zu respektieren verstehen, daß sie zu dekorieren, nicht aufzubonnern und nur aufzuhängen wissen, haben sie in der Ausschmückung ihrer Straßen und Häuser glänzend bewiesen. Eine von den „Leisten“ ausgehende Anregung, die Reize speziell der Altstadt nicht zu sehr durch Flaggen, Girlanden und Inschriften zu verdecken, wurde erfreulicherweise von weitaus der größten Zahl der Hausbesitzer befolgt, und so darf denn freudig konstatiert werden, daß eine gebiegene, sinn- und kunstverständige Ausschmückung zustande kam, die selbst in unserm festgewohnten Lande ihresgleichen suchen dürfte. Was läßt sich mit schmalen roten Tüchern und herrlichen Blumen in den Fenstern und auf den Balkonen auch nicht alles erreichen! Diskret waren die Stoffe durch die Gitter der Fensterbrüstungen gezogen, blühende Rosen und Nelken, farbenreiche Geranien nickten

von den Fenstern, die selbst in den obersten Stockwerken nur ausnahmsweise dieses natürlichen Schmuckes entbehrten. Glott präsentierten sich die Brunnen, imposant die alten Laubgänge, für die eine passendere Dekoration, als sie nicht zu dekorieren, wohl unmöglich gewesen wäre. Ein paar da und dort aufgepflanzte Fahnenstangen und Triumphbögen konnte man bei dieser gediegenen Augenweide schon mit in Kauf nehmen.

Es kann nicht Aufgabe dieses Artikels sein, einen Festbericht über die auf volle vierzehn Tage berechnete Veranstaltung zu geben; das besorgen ja heute die Tageszeitungen in einer gerabezu unheimlich gründlichen Weise, und kein einigermaßen guter Schuß gerät in das Schwarze, der nicht gleich in der Liste der Schießresultate genau notiert und schon am nächsten Tage in Hunderten von Zeitungen schwarz auf weiß gedruckt zu lesen stände. Auch zur Beschreibung der vielerlei Anlässe, die das umfangreiche Festprogramm vorsah, ist hier nicht genügend Platz vorhanden, und sie würde sowieso einen halben Monat hinterdrein hinken. Aber mit ein paar Zeilen erwähnt zu werden verdient der offizielle Festzug, der sich am ersten Tag des Festes, am 17. Juli bei herrlichem Sonnenschein durch die Straßen der alten Stadt nach dem Festplatz bewegte und der am offiziellen Tag, am folgenden Donnerstag, bei wiederum idealem Festwetter wiederholt wurde. Sechstausend bis sieben-tausend Personen zogen vorüber, voran die akademische Jugend, diverse hundert Berittene, ein starkes Kontingent Turner und natürlich als Hauptharf die Schützenvereine aus allen Teilen des Schweizerlandes. Besonderer Aufmerksamkeit hatten sich die



Die dekorierte Festzugs-Lokomotive. Phot. Alfred Ryffel, Zürich.

Berner Kadetten und die Berner Jugendwehr zu erfreuen, die mit eigenem Orchester aufrückten, das Niesenbeer rotrückiger Zeiger und Warner, der dickpelzige Bernermuß, der nicht übel in seinem Wams geschwitzt haben mag, und die historischen Gruppen, Berner Milizen aus früherer Zeit. Mit „Gewehr im Arm“, die Linke auf der Brust gepreist, zogen Grenadiere von 1798 im Schwalbenschwanz und Riesenhafo vorüber, nach ihnen alte Berner Milizen von 1848 und Scharfschützen von der Grenzbesetzung 1870, die in ihren Gamaschen und ihren federreichen runden Hüten das Vorbild der italienischen Bersagliertuniform nicht verleugnen konnten. Mancher alte Graufopf befand sich darunter, der einst selbst dabei gewesen und vor General Dufour noch stramm gestanden. Gegen eine Stunde dauerte der Vorbeimarsch des Zuges, der in seiner Reichhaltigkeit und Größe, vor allem aber in seiner prompten Abwicklung eine ganz vorzügliche Organisation verriet.

* * *

Eine Stadt, die heute noch den Mut besitzt, ein eidgenössisches Schützenfest zu übernehmen, muß vor allen Dingen über den nötigen umfangreichen Platz verfügen, auf dem ein paar hundert Scheiben in einer Distanz von 300 Meter aufgestellt werden können. Wie in Zürich, so liegt auch in Bern der Festplatz etwas außerhalb der Stadt, auf dem sogenannten Wandorfeld in nächster Nähe der Berner Kaserne, ungefähr dort, wo sich die Thuner Bahnlinie von der Ostenerlinie trennt. Mit seinen Straßenzügen, Anlagen, der großen Reihe der nötigen Gebäulichkeiten, den Schießständen und der als notwendig, wenn auch nicht immer als angenehm sich erweisenden Beigabe der Buden-



Einzug der Eidg. Fahne in Bern. Phot. Anton Krenn, Zürich.



Das bisherige Zentralkomitee von Zürich. Phot. Anton Krenn, Zürich.

stadt bedeckt er die Grundfläche einer kleinen Stadt, auf der Hunderte von stattlichen Wohnhäusern mit Gärten und Straßen versehen bequem Platz hätten. Originell ist die Festhütte ausgefallen, erstellt von den Berner Architekten Jofz & K lauser. Sie gingen von der löblichen Absicht aus, auch bei nur provisorischen Bauten als obersten Grundsatz die Wahrheit zu proklamieren, das heißt, den von ihnen gewünschten Bau als das hinzustellen, für das er bestimmt war, als Festhütte, bei der einmal der Begriff „Hütte“ nicht ganz verloren gehen, aber auf der andern Seite auch das Festliche betont werden

solte. Die Hütte macht bei aller Einfachheit einen imposanten Eindruck, schon ihrer Größe wegen; denn sie ist 54 Meter breit, 120 Meter lang und gegen 30 Meter hoch und bietet mehr als fünftausend Personen Platz. Ihre Hauptfassade trägt als beinahe einzigen Schmuck Girlanden und Tannenreis und ferner zwei gewaltige Landsknechtfiguren des Berner Malers Ernst Lind, der in seiner Art ungemein stark an Hodler erinnert. Im Hintergrund der Hütte liegt die 600 qm fassende Bühne mit einem von Emil Cardinaux gemalten Hintergrund. Den originellsten Schmuck erhält aber das Hütteninnere durch die ebenfalls von Lind entworfenen Beleuchtungsfriesen, große ungemein lustige Holzfiguren, die mit Szenen aus dem alten und neuen Bern geschmückt sind. Die vielfachen Räumlichkeiten für die Wirtschaft, darunter die Riesenküche, vervollständigen die Bauanlagen der Festhütte. Neu ist bei dem Hüttenbau, daß die Holzkonstruktion so eingerichtet ist, daß die Hütte zerlegt und jederzeit wieder aufgebaut werden kann. Vor der Hütte befindet sich ein großer freier Platz, der für die Abwicklung des teilweise ungeheure Dimensionen annehmenden Verkehrs ungemein wertvoll war; hier steht auch der Gabentempel, in dem sich u. a. der von Kaiser Wilhelm II. gestiftete Ehrenbecher befindet, ein prächtiges Stück, das von Kennern auf einige tausend

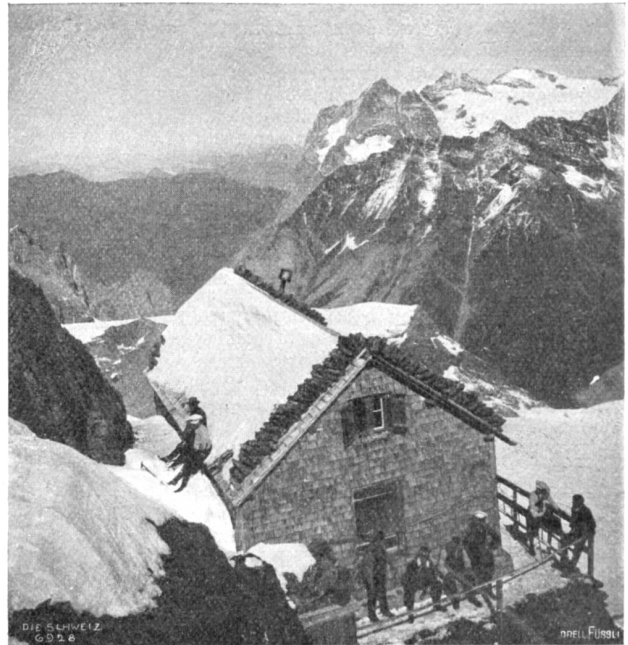


Historische Gruppe von 1798 im Festzug. Phot. Anton Krenn, Zürich.

Marf Bert eingeschägt wird. Eine zu Beginn des Festes herumgebotene Bemerkung, der Becher sei erst auf diverse Bettelbriefe des Berner Komitees an den deutschen Kaiser bzw. an den deutschen Gesandten in Bern gegeben worden, erwies sich, wie zu erwarten stand, glücklicherweise als gänzlich aus der Luft gegriffen.

Der auf dem Bankdorffeld befindliche, vollständig neu angelegte Schießstand zählt 270 Scheiben, der zweite, auf dem Wylerfeld liegende permanente Schießplatz der Berner 30, zusammen 300. Die Schießrichtung auf dem Hauptschießstand ist gegen die Bahnlinie Bern-Olten gerichtet, sodaß der Schießplatz sowohl gegen die Bahnlinie, als auch gegen das weitere Hinter- und Nebengelände schußsicher verbaut werden mußte, was durch gewaltige Schutzbauten bewerkstelligt wurde. Sie bestehen im wesentlichen aus dreimannshohen Seiten- und Höhenblenden, Kugel- und Presserfängen, sorgfältig installierte Einrichtungen, die es absolut verunmöglichen, daß sich Geschosse aus dem Bereich der Schießanlage verirren. Das demontierbare Scheibenhause ist nach dem Patentsystem Schellenberg, Geometer in Zürich, eingerichtet; es findet den ungeteilten Beifall aller Schützen. Für alle kommenden Schützenfeste wird diese transportable Schießanlage der großen Kostenersparnis wegen für Scheibenanlagen von ausschlaggebender Bedeutung sein.

Wann die vorliegende Nummer erscheint, ist der letzte Schuß des Festes verhallt, der Gabentempel leer, der letzte Vorber Franz vergeben. Noch immer bewegen sich die Statistiken unserer großen Feste in aufsteigender Linie, an eine Festmüdigkeit unserer Bevölkerung ist also noch nicht zu denken. Was in Zürich bis zum letzten Tag an Patronen verschossen wurde, wurde in Bern schon am neunten Tag erreicht, und den 25



Die Berglühütte auf der Jungfrau. Phot. Anton Rrenn, Zürich.



Anglücksfall an der Jungfrau. Gletscherpartie mit Unglücksstelle. Phot. Anton Rrenn, Zürich.

Meisterschützen der Zürcher Tage standen in Bern bis zum 27. Juli nicht weniger als 57 gegenüber, darunter fast alle bekanntern Schützen unseres Landes. „Es wird zu gut geschossen,“ hörte man die Komitieren hier und da klagen, und von einem hohen Gewinn für die Festkasse aus dem Schießen scheint nicht die Rede zu sein. Im allgemeinen kann man sich über diese glänzenden Resultate im Schießenstand ja nur freuen; denn sie sprechen für die Tüchtigkeit unserer Armee, für einen verdienten Erfolg der großen Arbeiten im freiwilligen Schießwesen, dem in keinem andern Land der Welt eine solche Aufmerksamkeit geschenkt wird wie bei uns. Was aber manchem nicht gefällt und was an den Berner Tagen so gut zu konstataren war wie bei frühern Festen, das sind die Mühen einzelner Landauf und Landab bekannter Schützen, die voll Weibhunger nach Kranz, Becher, Gabe, Titel und Ruhm keinen Wettkampf auslassen, die kleinen Konkurrenzen so wenig wie die großen, die Sektionswettschießen nicht und nicht die eidgenössischen. Das häßliche Wort „Krauschützen“ ist für sie geprägt worden, und auch in Bern konnte man es hier und da fallen

hören, ging einer von dieser Sorte durch die Reihen. Es wäre erfreulich, wenn hier ein Modus gefunden werden könnte, der diesen Berufschützen das Handwerk legen, zum mindesten etwas erschweren könnte, im Interesse zumal der andern Schützen, im Interesse aber auch der Allgemeinheit und nicht zuletzt im Interesse des Menommies unseres schönsten patriotischen Festes, das mit seinem offiziellen Tag einer schweizerischen Landsgemeinde gleicht, die einen tiefen Eindruck bei jedem hinterlassen muß, der begeistertesten Herzens dabei ist.

Wili Bierbaum, Zürich.

Das Unglück bei der Berglühütte.

Der „weiße Tod“ hat im Gebiete der Jungfrau neue Opfer gefordert; sieben Menschen wurden am 8. Juli bei einer Besteigung der Jungfrau von einer Lawine erfasst, in die Tiefe geworfen, und nur als Leichen konnten sie herausgeschauelt werden. Nach vielen trostlosen Regentagen war der Unglückstag der erste schöne Tag, den zwei deutsche in Grindelwald weilende Touristen, Fabri-



Verbringung der Verunglückten ins Tal. Phot. J. Jakob-Peter, Grindelwald.

kant Kühne aus Straßburg und Kaufmann Berthold aus Saarbrücken, benutzen wollten, dem Jungfraugipfel unter kundiger Führung einen Besuch abzustatten. Aus dem Wallis hatten sich die Herren die bekannten Führer Alexander Burgener und dessen beide Söhne Adolf und Alexander kommen lassen, zu denen noch die Grindelwaldner Führer Peter Inäbni, Fritz Brawand und Rudolf Inäbni stießen. Bis zur Station Eismeer fuhr die aus acht Personen bestehende Gesellschaft mit der Bahn; von da aus führt der Weg nach der Bergli- und nach der Konfordiahütte. Die erstere wird von dem Hüttenwart Kaufmann, die zweite von Hüttenwart Christian Bohren besorgt, wель' letzterer in Erwartung der Gesellschaft zur Berglihütte herabgestiegen war und im Moment der Katastrophe den Ankommen den einen Weg durch die gewaltigen Schneemassen bahnte. Der Zufall wollte es, daß eine aus vier Personen bestehende Trägerkolonne, Fritz und Christian Bohren, Peter Kaufmann und Peter Bleuer, sämtlich aus Grindelwald, unabhängig von der Gesellschaft Kühn-Berthold, ebenfalls zur Berglihütte emporstiegen, um den Hüttenwarten Proviant zu bringen. Sie folgten der Gesellschaft etwa eine Stunde zurück und beobachteten genau deren Aufstieg zur Hütte. „Plötzlich schien sich,“ erzählte einer von ihnen später, „eine Schneemasse abzuspalten, just an dem Ort, wo sich die vordere Karawane befand oder, genauer gesagt, etwas über ihr. Am Berglifelsen zerteilte sich die Masse; ein Arm trieb rechts hinunter, und die ganze vordere Kolonne verschwand mit ihr, der linke Arm aber nahm die gerade Richtung auf uns zu. Wir



Der an der Jungfrau verunglückte Führer Peter Inäbni.

duckten uns in die Eiswand des Berglifelsens hinein und machten uns so klein als möglich, hoffend, die Lawine werde über uns hinweggehen. Doch sie packte uns, riß uns mit und wirbelte uns bergabwärts, sodaß wir nicht mehr wußten, wer der vorderste und wer der hinterste war.“ Nach etwa dreiviertelstündiger Arbeit hatten sich die vier Träger aus dem Schnee herausgearbeitet; sie waren mit verhältnismäßig leichten Verletzungen davon gekommen und konnten zur Station Eismeer zurückkehren. Umso furchtbarer haufte die Lawine in der vorderen Gesellschaft. Diese sowie Hüttenwart Bohren wurden in plötzlichem Ueberfall über die Felsen in die Tiefe von zweihundert Metern geschleudert, wobei Kühn und Berthold und die Führer Alexander Burgener, Vater, Adolf Burgener und Peter Inäbni, sowie Hüttenwart Bohren sofort den Tod fanden. Der alte Hüttenwart Kaufmann eilte als erster zur Unglücksstelle; er fand Rudolf Inäbni, Fritz Brawand und Sohn Alexander Burgener noch lebend vor, aber entseztlich zugerichtet. Dem Inäbni hing ein Bein nur noch an der Haut am Körper, und schon auf der ersten Strecke des Rücktransportes verschied er. Brawand hatte schwere Kopfverletzungen, Burgener ein Auge verloren; beide wurden nach Interlaken transportiert. Nach den letzten

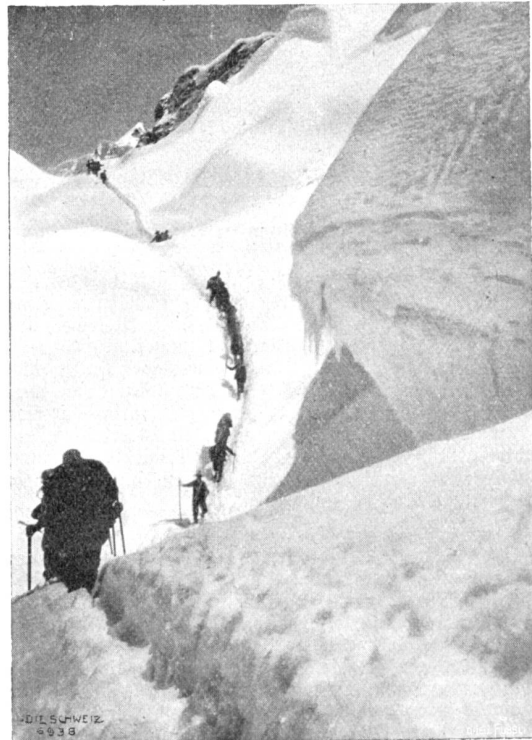
Berichten ist glücklicherweise Hoffnung vorhanden, daß beide wieder hergestellt werden.

Ungeheuer schwierig gestalteten sich die Rettungsarbeiten; dreißig Grindelwaldner Führer, zu denen sich noch Wärter- und Maschinenpersonal der Jungfraubahn gesellte, holten unter

schwerer Lebensgefahr die Toten zurück, die in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag in Bündel eingeschürzt in Grindelwald ankamen. Ein Wunder ist es zu nennen, daß die Trägerkolonne verhältnismäßig so leicht davonkam. Wären die vier ein paar Meter weitergerissen worden, so würden sie in einen unermeßlichen Schrund gefallen sein, aus dem es kein Entrinnen mehr gegeben hätte. Ein Glück war es auch für die Bergenden,



Die Bergungskolonne vom Berglifelsen herkommend. Unfallstelle A 1, 2 und 3.



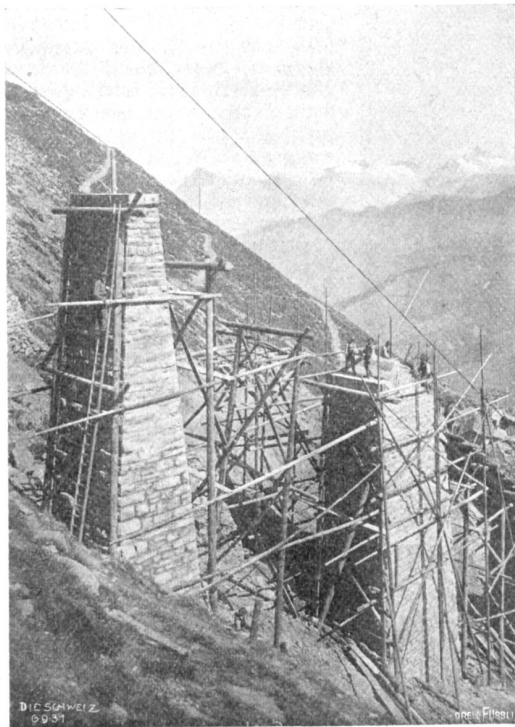
Transport vom Bergli nach dem Eismeer. Phot. J. Jakob-Peter, Grindelwald.

daß die vordere Karawane nicht fünfzig Meter weiter gestürzt war; dann wäre der Rückweg zum Eismeer unmöglich gewesen, und die Leichen hätten über den Riesergletscher durch die Klüfte in das Tal getragen werden müssen.

Ob es ratfam war, unmittelbar nach einer Reihe schwerer Regentage die Tour zu unternehmen, die so großes Leid über viele Familien und die ganze Gegend gebracht hat, soll hier nicht untersucht werden; sicher ist, daß die Katastrophe durch Neuschnee eintrat, der sich, da er ohne Kontakt mit dem alten, verhärteten Schnee war, leicht löste und in die Tiefe ging. Möglicherweise hat auch das Wegbahnen des Hüttenwartes bei dem Unglück eine Rolle gespielt. Der Bruch erfolgte in ganz geringer Distanz von der Hütte; er erstreckte sich über die ganze Wand und über die Schneepartien, die neben der Hütte hingen, und stürzte mit ihnen ab.

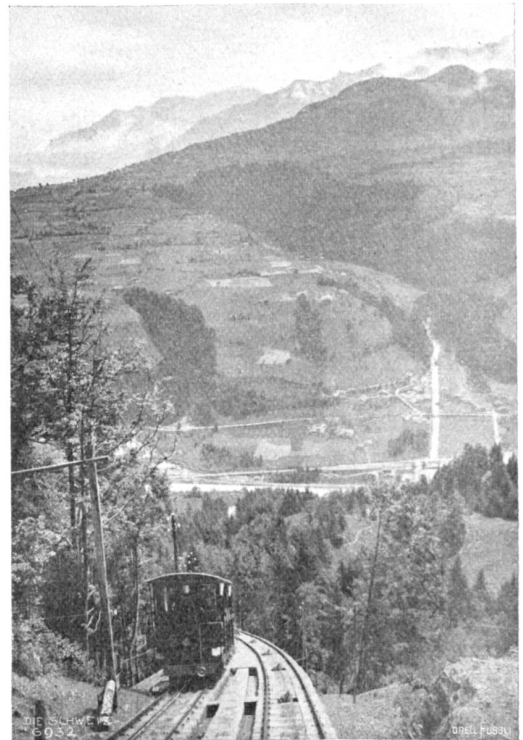
Die Toten ruhen in der Erde. Der weiße Tod hat seine Opfer gefordert: sieben gesunde Menschen schlug eine Riesenfaut voll Schnee unentrinnbar nieder, und nur wie durch ein Wunder

geborgen werden. Am 16. Juli 1887 stürzten die sechs schweizerischen Lehrer Dr. Wettstein, Heinrich Wettstein, Karl Ziegler, Wilhelm Bär, Gustav Biber und Gottfried Kuhn, die sich zusammen durch ein Seil verbunden hatten, nach einer auf dem Jungfrauipfel verbrachten furchtbaren Nacht an der Ostwand des Gipfels ab; erst nach hängen sieben Tagen konnten die Leichen aufgefunden werden. Acht Jahre später verlor der Breslauer Tourist Mizau auf dem Südwestgrat das Leben; er stürzte aus Erschöpfung ab, gerade in dem Moment, als ihm sein Begleiter die Hand zur Hilfe reichen wollte. Am 26. August 1897 wurden zwei Führer Andreas und Johann Anderegg durch eine Lawine getötet, ebenso am 8. Juli 1901 der Zürcher Hans Käfischer mit dem Träger Minniq. Das Jahr 1905 brachte vier Tote; am 29. Juli glitten Georg Marburg und Hans Signer aus Grindelwald unterhalb der Silbermulde aus und stürzten in die Gießenwanne hinab, und wenige Tage später verunglückten in der Nähe der vorgenannten Unglücksstelle die beiden Basler Hermann und Gelde, ohne daß es



Die Niesenbahn. Brückenpfeiler im Bau. Phot. Anton Krenn, Zürich.

möglich gewesen wäre, den Unfall aufzuklären. 1907 meldet den Tod der Touristen Lehmann, Lehmkühl und Biedermann, 1908 den des Neuenburger Universitätsprofessors de Rougemont, der auf dem Jungfrauipfel aus Erschöpfung starb, 1909 den Absturz der beiden Zürcher Besser und Selse und des Marburger Studenten Hermann mit dem Führer Knecht, der auf Erfrieren zurückzuführen ist. Rechnet man die letzte Katastrophe an der Berglühütte hinzu, so haben bisher zwölf Unglücksfälle im Gebiete der



Partie an der Niesenbahn. Phot. Anton Krenn, Zürich.

ging er an weitem sechs Menschen gnädig vorüber. „Auf dem majestätischen Bergesantlitz, das in rätselhafter Starrheit in die Lande schaut,“ schreibt Konrad Falke in seinem Buche ‚Im Banne der Jungfrau‘, „scheinen sich immer mehr die tiefe Wonne der Beglückten und der letzte Seelenschauer der Vernichteten in Schönheit und Graufamkeit zu vermählen; von menschlichen Erlebnissen durchzittert und unwittert, spricht das wunderbare Bildnis aus seiner Höhe zu allen, die es erblicken, immer unwiderstehlichere Zauberworte, und wie von einem Taumel erfasst nahen sich unaufhörlich neue Scharen, an dem eifigen Busen Leben und Tod zu empfangen . . .“

* * *

Die Jungfrau, die am 3. August 1811 von den beiden Aarauern Johann Rudolf und Hieronymus Meyer zum ersten Mal bestiegen wurde, hat im Laufe des Jahrhunderts schon eine Reihe von Opfern gefordert, die, da bis etwa Mitte des vergangenen Jahrhunderts Besteigungen der Jungfrau nur selten erfolgten, alle in die zweite Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts fallen. Der erste Absturz erfolgte im Jahre 1872; damals wurde der Berner Lehrer von Allmen mit dem Führer Bischoff beim Abstieg durch ein Couloir auf der Nottalfeite von einer Lawine verschüttet; beide konnten nur als Leichen

Jungfrau stattgefunden, die vierunddreißig Menschen das Leben kosteten. Aus der Aufzählung geht hervor, daß die größere Zahl der Unglücksfälle auf ungünstige Witterungsverhältnisse zurückzuführen ist, wie ja auch die Ursache des letzten und größten Unglücks in den außerordentlich starken Schneefällen der letzten Tage zu suchen ist. W. B.

Die Niesenbahn.

Am 15. Juli ist die jüngste der bernischen Bergbahnen dem Betriebe übergeben worden: die Niesenbahn. Von dem heimatlichen Dörfchen Mülmen im Frutigtal führt sie in fast gerader Linie hinan, zunächst zur Station Schwandegg, wo das untere Teilstück aufhört und das obere beginnt. Nach dem Umsteigen gelangt man in etwa zwanzig Minuten zur Station Niesenfulm, die sich etwa 25 Meter unter dem Gipfel in einer Höhe von 2342 Metern befindet. In zwei Minuten ist dieser auf bequemem Wege zu erreichen. Die Anlage der Bahn erweckt die Bewunderung des Besuchers; sie ist ein Niesenwerk, und man muß nur staunen, daß es möglich war, unter so schwierigen Verhältnissen, wie der Niesen sie bot, die ganze Anlage, die

auch an Kunstbauten reich ist, in der Zeit von knapp vier Jahren auszuführen. Die Niesenbahn ist eine Seilbahn mit elektrischem Antrieb, die bei einer Gesamtlänge von 3524 Metern einen Höhenunterschied von 1649 Metern überwindet. Die Steigung beträgt 15—66 %. Der Unterbau besteht aus durchgehends gemauertem Bahnförpser. Rechts davon führt der ganzen Länge nach eine Treppe mit 10,572 Stufen. Zwei Tunnel, von denen der längere 120 Meter lang ist, und sieben Viadukte mit 33 Öffnungen überwinden Felsgräbe und Schründe. Der Bau wurde ausgeführt durch die Firmen Joh. Frutiger in Oberhofen und Buß & Co. in Basel.

Die Fahrt auf der Niesenbahn bietet des Schönen soviel, daß es unmöglich ist, alles genau zu schildern. Kaum hat der elegante, für vierzig Personen bequemen Platz bietende Wagen auf dem Viadukt die schäumende Kander überfahren, so zeigt sich ein wundervolles Landschaftsbild nach dem andern. Erst überblickt man das heimelige Mülens mit seiner Umgebung; dann schweift der Blick weiter über Täler und Höhen, links grüßt Niesli herüber, und hinter ihm klappt die Lücke des Zinsstales. Rechts weitet sich das Bild talaufwärts. Zwischen Tannen- und Buchenwipfeln zeigt sich immer wieder die herrliche Blümlialp

in all ihrer Pracht, und ihr zu Füßen öffnen sich von Minute zu Minute der Täler mehr. Das stille Niental entschleiert einen seiner Reize nach dem andern, und auch durch das Kanderthal dringt der Blick immer weiter bis hinauf nach Kandersteg. Wer die Vorteile der Aussicht recht ausnützen will, tut gut, in Schwandegg auszu steigen und die Zeit bis zum nächsten Zuge zu einem Spaziergange zu verwenden. Zeichnet sich die untere Hälfte des Weges durch eine

Reihe anmutiger Bilder aus, so wiegt in der obern die Großartigkeit vor. Mächtige Tannen, mit grauen Flechten dicht behangen, umsäumen den Schienentweg, werden aber im Steigen zusehends schwächer. Immer freier schweift das Auge über die gewaltige Firnenkette, die rings herübergrüßt. Staunend steht man all die Pracht, und stets neue Szenarien werden geboten. Bevor man noch alles recht genießen konnte, hält der Wagen an. Station Niesenkulm ist erreicht, und auf bequemem Wege gehts am Niesenhofel vorüber vollends auf den Gipfel. Nur 55 Minuten hat die Fahrt gedauert, während sonst die Besteigung des Niesen einen fünfständigen angestrengten und im ganzen wenig Interessantes bietenden Marsch erforderte. Die wunderbare Aussicht, die nicht ihresgleichen hat und einen freien Blick von den majestätischen Alpenriesen über Täler, Seen, Vorberge und Hügel bis über den Jura hin gestattet, ist heute auch allen denen zugänglich gemacht, die bisher der Strapazen wegen darauf verzichten mußten. Das dankt man der genial angelegten Niesenbahn.

F. M.

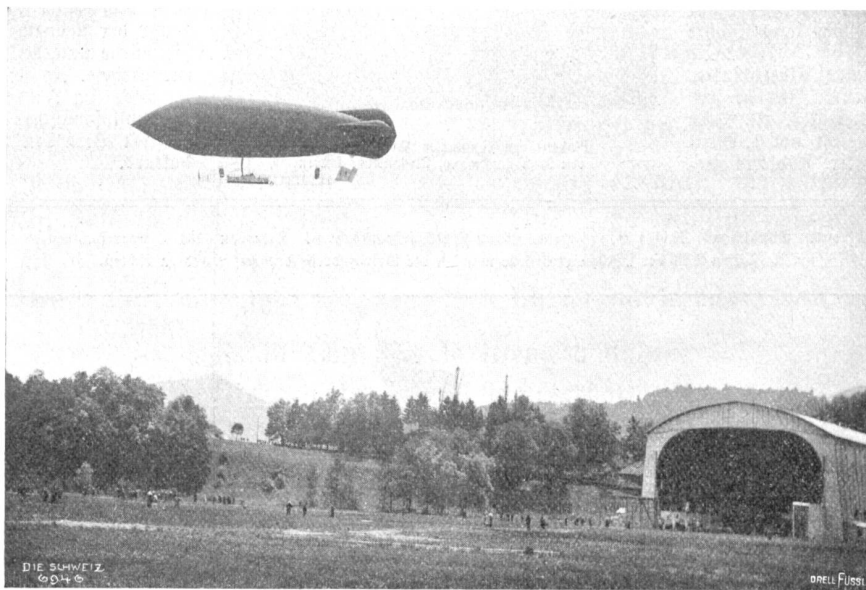
Aktuelles.

Gröpfung der Luzerner Luftschiffstation. Sonntag den 24. Juli wurde die erste schweizerische Luftschiffstation in Luzern, über die wir schon im Frühjahr unsere Leser orientieren konnten, feierlich eingeweiht. Gegen zwölf Uhr mittags erhob sich das Luftschiff „Stadt Luzern I“ zu einer ersten technischen Probefahrt

auf dem Tribtschenmoos in die Lüfte, begleitet von den Blicken und den Wünschen einer nach Zehntausenden zählenden Menge. Diese erste Fahrt, wie die drei folgenden ersten offiziellen Kurse, die am Nachmittag ausgeführt wurden, verliefen ohne den geringsten Unfall und ohne die geringste Störung. Leicht und sicher zog das Schiff durch die Lüfte, elegant und exakt landete es jeweilen wieder vor der Halle. In der nächsten Nummer soll über dieses Ereignis, dem weit mehr als nur sportliche Bedeutung zukommt, noch näher referiert werden.

Professor Dr. Ulrich Krönlein — eine Autorität auf dem Gebiete der Chirurgie — der am 28. Februar 1906 unter allgemeiner Begeisterung das Jubiläum seiner 25jährigen Tätigkeit als Direktor der chirurgischen Abteilung des Zürcher Kantonsospitals feiern konnte, hat vor einigen Tagen mit dem Ablauf des Sommersemesters seine Professur an der Universität Zürich aufgegeben, „arbeitsfroh und arbeitsstark bis zum letzten Moment“. Alle Bänke und Stehplätze des Auditoriums waren bei seiner letzten Vorlesung überfüllt, schildert in begeisternden Worten einer seiner Schüler; jeder wollte den Meister noch einmal sehen, ihm lebewohl sagen. Tränen glänzen in den Augen vieler, die es nicht fassen konnten, daß ihr geliebter Lehrer

scheiden soll. In seinen letzten Worten mahnt er die Hörer, ihr späteres berufliches Leben auf zwei Dinge und nie verwelfende Freuden zu stützen: auf die Liebe zur franken Menschheit und auf die Liebe zur Wissenschaft. Sie sahen Krönlein tief im Herzen, dazu aber auch die Liebe zu seinen Stubenten. Patienten und Studenten fühlten in ihm nicht nur die rettende Hand des Operateurs, nicht nur den großen, überlegenen Lehrer, sondern auch den Menschen voll unerlöschlichen



Der erste Aufstieg des lenkbaren Luftschiffes „Stadt Luzern“ und die Luftschiffhalle im Tribtschenmoos. Phot. Ferdinand Wucher, Zürich.

Wohlvollens. Während er, obwohl schon älter, seine Operationen mit der stets gleichen sichern Hand machte, immer und immer wieder ein Retter von Menschenleben, schien sein Wohlwollen von Jahr zu Jahr zu wachsen. Es ist überaus bedenklich, daß diese Zierde der schweizerischen Universitäten, dieser bedeutende Mann, der erst vor etwa sieben Jahren durch seinen Verzicht auf die glänzende Berufung an die Universität Wien als Nachfolger Nothnagels bewiesen, wie er an seiner Heimat hängt, aus Differenzen, die in der Fakultät zu suchen sind, seinen Rücktritt nahm, daß es nicht gelang, ihn zum Bleiben zu bewegen. — Einige Angaben über seinen Entwicklungsgang mögen hier folgen. Ulrich Krönlein stammt aus Stein am Rhein, geb. am 19. Februar 1847. Er studierte an den Universitäten Zürich, Bonn und Berlin, absolvierte 1870 das schweizerische Staatsexamen, trat im gleichen Jahr mit seinem früheren Lehrer Rose als freiwilliger Arzt in ein Feldlazarett der deutschen Armee ein, amtierte dann als Assistent der zürcherischen chirurgischen Klinik, ging nachher in gleicher Eigenschaft zu Langenbeck nach Berlin, habilitierte sich dort 1874 als Privatdozent, avancierte 1878 zum außerordentlichen Professor der Universität Gießen, ging ein Jahr später in gleicher Tätigkeit wieder nach Berlin und kehrte 1881 nach Zürich zurück, um seither als Direktor der chirurgischen Abteilung des Kantonsospitals und als ordentlicher Professor zu amten. Es kann hier nicht der Ort sein, seine umfangreichen, segensbringenden Arbeiten auf allen Gebieten seines Wirkens zu würdigen; sie werden dem Manne,

der mit aller Energie aus dem früher nur höchst primitiv eingerichteten Kantonshospital eine moderne Krankenanstalt schuf, nie vergessen werden. Aber selbst das kürzeste Lebensbild über ihn würde unvollständig sein, täte man darin nicht seines schönsten Charakterzuges Erwähnung, seiner grenzenlosen Liebe zu Kindern. „Geradezu rührend ist es,“ lesen wir in einer Biographie, „Krönlein bei seinen Besuchen im Kinderzimmer des Spitals beobachten zu dürfen. Wie glänzen die Augen der Kleinen, wenn sie ihn am frühen Morgen mit heller Stimme begrüßen und Krönlein dann, von einem Bettchen zum andern schreitend, sich mit väterlicher Liebe nach dem Befinden jedes einzelnen erkundigt. Und wenn der Weihnachtsengel bei Reich und Arm seine Gaben austreut, dann gehen seine Lieblinge auch nicht leer aus...“

Möge der rastlose Arzt, der gütige Menschenfreund noch lange Jahre wirken können!

W. B.

† **Kunstmaler Samuel Albert Anker.**
Am 16. Juli verstarb in Jns der populäre Maler Albert Anker, als Sohn eines Tierarztes daselbst am 1. April 1831 geboren. Anker studierte ur-



Plakette von Kunstmaler Albert Anker von Jean Kauffmann, Medailleur, Luzern.

sprünglich Theologie, fühlte sich dann aber zur Kunst hingezogen, widmete sich in Paris und Italien Malstudien, und stellte 1859 zum ersten Mal im Salon in Paris aus. Bekannt wurde der Künstler 1874, als er mit seinem Gemälde «L'Attente» an die Öffentlichkeit trat; dieser Schöpfung dankte er wohl seinen größten Erfolg, während eigentlich populär wurde durch sein Bild «Kappeler Milchsuppe», das 1869 entstand. Anker, der mit Vorliebe den Bauerntypus seines Heimatkantons zum Vorwurf seiner Bilder nahm, darf als der prädestinierte Illustrator der Dorfgeschichten des schweizerischen Volkschriftstellers Jeremias Gotthelf bezeichnet werden. Auch eine Reihe historischer Bilder sind in der ungemein großen Zahl seiner Werke vertreten. Anker lebte in früheren Jahrzehnten abwechselnd in Italien, Frankreich und seiner Heimat, bis er Anfangs der neunziger Jahre bodenständig wurde und definitiv in die Heimat zurückkehrte. An seinem siebenzigsten Geburtstag im Jahre 1901 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Universität Bern den Titel eines Ehrendoktors. X

Redaktion der „Illustrierten Rundschau“: Willi Bierbaum, Zürich V, Mühlebachstraße 84. Telefon 6313. — Korrespondenzen und Illustrationen für diesen Teil der „Schweiz“ beliebe man an die Privatadresse des Redaktors zu richten.

Pixavon-Teer-Haarpflege

Die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell“ (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Preis einer Flasche Pixavon fr. 5.—, bei wöchentlichem Gebrauche monatelang ausreichend.